

# Kleine Botenschaft

Nr. 2. | Beiblatt zum „Chemnitzer General-Anzeiger“ und zum „Sächsischen Landboten“. | 1899.

## Verjüngung im Greisenalter.

Von Dr. M. Degener.

Nachdruck verboten.

Höchst merkwürdig muß der wunderbare Vorgang einer Verjüngung erscheinen, welcher bei nicht wenigen Greisen unzweifelhaft beobachtet worden ist, indem bei ihnen zu einer Zeit, wo andere Menschen zu leben aufhören, neue Zähne und neue Haare hervorkommen, die Runzeln aus dem Gesichte verschwinden, Auge und Ohr wieder schärfer werden u. s. w. Hufeland theilt in seiner *Macrobiotik* zwei solche Fälle aus seiner eigenen Beobachtung mit. Der eine betrifft einen Greis aus Rechingen in der Pfalz, welcher im Jahre 1791 in einem Alter von 120 Jahren starb und welchem im Jahre 1787, also im 116. Lebensjahre, nachdem er seit lange alle Zähne verloren hatte, auf einmal acht neue Zähne wuchsen, welche aber bald wieder ausfielen und durch neue ersetzt wurden. Der andere Fall betrifft einen Herrn aus Hufelands eigener Verwandtschaft, den Amtmann Thon aus Ostheim, welcher im sechzigsten Jahre ein hitziges Fieber bekam, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Er überstand dasselbe glücklich, erhielt hierauf neue Munterkeit und Kräfte, sowie neue Haare und Zähne, und lebte noch zwanzig Jahre in solcher Frische, daß er im achtzigsten Lebensjahre hohe Berge leicht hinauf- und hinabsteigen konnte. Professor Zedler führt in seiner „Allgemeinen Diätetik“ das Beispiel einer Marquise von Mirabeau an, welche im 86. Lebensjahre starb, nachdem die jugendliche Fülle und Frische mit ihren Folgen wiederkehrt waren; ferner einer Nonne Namens Margarete Verbür, bei welcher im 65. Lebensjahre die Runzeln verschwanden, die fehlende Sehkraft wiederkehrte, neue Zähne hervorbrosen und welche zehn Jahre später, ansiehend wie ein junges Mädchen, starb; endlich zweier über hundertjähriger Männer, welche neue Haare und Zähne bekamen und von denen der eine wieder ein so scharfes Gesicht bekam, daß

er die feinste Schrift lesen konnte, während er vorher nicht im Stande gewesen war, ohne Brille die größte Schrift zu lesen.

Der französische Arzt und Statistiker Foissak sagt (de la longévité humaine): „Man hat Frauen gesehen, welche mit sechzig Jahren Mütter wurden. Dr. Curran theilte dem gelehrten Kliniker Graves mit, daß seine Großmutter, eine Frau Waterworth, mit 80 Jahren ihre vorher sehr geschwächte Sehkraft derart wieder erhielt, daß sie bis zum Augenblick ihres Todes (im 90. Jahre) die feinste Schrift lesen und die feinsten Nähnadeln einfädeln konnte.“ Eine dritte und selbst vierte Zahuperiode ist nach Foissak bei alten Leuten nichts Ungewöhnliches.

Noch mögen einige Beispiele aus neuerer Zeit erwähnt werden. So berichtet die „Neumärkische Zeitung“ vom Juli 1880 aus Brenkenhofsfließ: „Dort lebte ein 82 Jahre alter Ausgedingter P., welcher seit länger als 10 Jahren keinen Zahn mehr im Munde hatte. Seit einem halben Jahre empfand er Schmerzen im Gaumen und in den Kiefern, und wer beschreibt sein Erstaunen, als er wahrnahm, daß sich im Laufe des letzten Winters in seinem Mund ein vollständiges neues Gebiß bildete. Die Zähne sind allerdings nur klein, aber glänzend weiß und so brauchbar, daß ihr Besitzer damit jede harte Speise zerkauen kann.“ Das Blatt bemerkt dazu, daß ihm die Wahrheit der vorstehenden Mittheilung von amtlicher Seite bestätigt worden sei.

Unterm 14. März 1880 berichtet die Pariser Zeitung „La Justice“ Folgendes: „Soeben starb in Tilly (Departement Landes) am Schlagfluß eine Frau von 103 Jahren 11 Monaten und 12 Tagen, Namens Margarete Lauthé. Sie hat bis zum letzten Augenblick ihre vollen geistigen Fähigkeiten behalten und Niemand sah ihr dies hohe Alter an. Das Gesicht hatte keine Runzeln und sie las ohne Brille. Vor sechs Jahren bekam sie einen neuen, prachtvollen Backenzahn.“

Aus Wohlau in Schlesien wurde im Januar 1887 der „Schlesischen Zeitung“

geschrieben: „In Schönbbrunn, Kreis Wohlau, lebt ein ehemaliger, jetzt 82 Jahre alter Geweindevorsteher, Inhaber des allgemeinen Ehrenzeichens, mit Namen Betschel. Derselbe erhält jetzt zum dritten Male Zähne, von denen bereits 18 vorhanden sind, die übrigen stehen dem Durchbruch nahe. Aber noch mehr! Sein sonst schneeweißes Haupt- und Barthaar wird nunmehr grau meliert, ja, unter dem Kinn am Hals tief schwarz. Infolge des „Zahneus“ etwas angegriffen sich fühlend, ist er sonst gesund und rüstig und will das Gefühl haben, als ob im ganzen Körper eine Veränderung sich vollziehe. Solche physiologische Abnormitäten, so selten sie vorkommen, sind in ärztlichen Kreisen nicht unbekannt.“

So bietet bisweilen das Greisenalter wunderbare Büge von körperlicher Verjüngung dar. Aber auch eine Art von Gemüthsverjüngung tritt ein. Es ist eine ständige Eigenthümlichkeit des Greises, daß er sich zur fremden wie zur eigenen Kindheit hingezogen fühlt. Er liebt die Kinder, besonders seine Enkel, sieht sie gern um sich und ergötzt sich an ihrem munteren Treiben. Die Bilder seiner Kindheit, die während seines Mannesalters verbleicht waren, treten wieder in frischen Farben vor seine Seele; er erinnert sich der kleinsten Büge aus seinem Kinderleben, und diese beschäftigen seine Phantasie auch im Schlafe. So erinnerte sich Kant sehr lebhaft, besonders in seiner allerletzten Lebenszeit der Gassenlieder, die er als Knabe gehört hatte. Während im mittleren Alter auch das Bild des physischen Lebens ernster und trüber wird, gewinnt es im Greisenalter wieder einen jugendlichen, freundlichen Charakter. Die Seele des erst Alternden erfüllt ein gerechter Schmerz über die Trennung von den bisherigen Genossen und von der gewohnten Wirkksamkeit, aber der schon Altgewordene, der sich in seinem neuen Verhältniß gefunden hat, wird wieder jugendlich heiter. Das frühere leidenschaftliche Wesen macht der Sanftmuth Platz, und nur wo die Härte und Schroffheit des Charakters zu tiefe Wurzeln geschlagen hatte, zeigt sich die Milde erst sehr spät oder gar erst kurz vor dem Tode.

So werden von der gütigen Mutter Natur die Gebrechen des hohen Greisenalters meist gemildert durch geistige und bisweilen auch körperliche Verjüngung.

## Unsterblichkeit.

Nicht nur bei zivilisirten Völkern, sondern auch bei den unzivilisirten besteht der Glaube an Unsterblichkeit, ja, es giebt wohl kaum ein Volk, auf welches niederer Kulturstufe es auch stehen mag, welches diesen Glauben, allerdings in der verschiedensten Form, nicht besitzt.

Die alten Römer gaben ihren Todten den Obolus mit, um den Charon zu bezahlen, der sie über den Styx nach den himmlischen Gefilden übersehte, die Egyptianer balsamierten die Leichen, um die Körper vollständig zu erhalten, da sie annahmen, daß die Seele derselben wieder bedürftig sei, und die alten Germanen gaben ihren Abgeschiedenen die Waffen mit ins Grab, um sie in den unermesslichen Jagdgründen Walhallas gebrauchen zu können. Ein ähnlicher Glaube herrscht bei den Indianern von Amerika, nur daß man dort neben den Waffen noch die Tabakspfeife beifügt. Die durch Dr. Schliemann eröffneten Gräber Griechenlands beweisen uns, daß man dort den Todten auch ihr Geschmeide, wohl aus gleichem Grunde, mitgab. In China verbrennt man noch heute bei den Beerdigungen Papiergeld, um dem Verstorbenen die Mittel für seine Reise in die Ewigkeit zu erleichtern.

Ein derartiger Glaube ist bei uns wohl verschwunden; doch brauchen wir darüber nicht zu lachen, wir wissen sehr wohl, daß der todte Körper weder Geld, noch der Waffen, Geschmeide oder gar der Tabakspfeife bedürftig ist, aber in alledem liegt eine tiefe Poesie, die uns beweist, wie sehr dieselbe in der Natur des Menschengeschlechts liegt.

Mohammed war mit einem Himmel nicht zufrieden, er hatte deren sieben, und die Seele wanderte von dem untersten allmählig hinauf, bis sie endlich in dem höchsten, dem siebenten, ankam, in welchem dem Gläubigen Alles, was ihm auf Erden lieb und werth war, und alle Genüsse, selbst solche, welche er sich hier unten kaum verschaffen konnte, in Hülle und Fülle zu Gebote stehen.

Unter den unzivilisirten Völkern ist die Idee der Unsterblichkeit sehr häufig von dem Verschwinden und Wiedererscheinen der Gestirne, also gleichsam dem Tod und dem Aufleben, abgeleitet. Sprechen wir doch selbst noch vom Neumonde. Catull sagt: „Sonne gehen nieder und erstehen wieder“, der Mensch stirbt deshalb nur, um wieder zu leben.

Gleichzeitig mit dieser Auffassung der Unsterblichkeit finden wir jedoch auch vielfache

Legenden über den Ursprung des Todes. Die Hottentotten sagen, daß der Mond einst durch einen Hasen eine Botshaft an die Menschheit schickte: „Wie ich sterbe und wieder lebe, so wirst auch Du sterben und von Neuem leben.“ Der Hase aber auf der Wanderung vergaß den Wortlaut und berichtete: „Wie ich sterbe und nicht wieder lebe, so wirst auch Du es thun.“ Der Mond in seiner Wuth spaltete die Spitze des Hasen, und seine ganze Nachkommenschaft trägt noch heute die Scharle.

Merkwürdigerweise finden wir hier eine Aehnlichkeit mit einem alten französischen Sprichwort: „Der Hase verliert im Laufen sein Gedächtniß.“ Jedenfalls deutet dies darauf hin, daß einst in Frankreich eine ähnliche Legende bestanden habe.

Es ist kaum zu verwundern, daß auch die Kaffern, als Nachbarn der Hottentotten, dieselbe Sage besitzen, eigenhümlicher jedoch ist es, daß sie auch in Fidschi existirt, nur daß man dort an Stelle des Hasens eine Ratte setzt.

Die Eingeborenen am Kongo tanzen, sobald sich der Neumond zeigt, und singen: „Möge mein Leben eben so ewig sein, wie das Deinige“, und einer der Stämme aus derselben Gegend, die Bachilangés, erzählen: „Gott schickte einst Sonne und Mond mit einem Kürbis voll Wein von einem Himmel zum andern. Wenn sie von dem Weine tranken, dann würden sie sterben, aber sie widerstanden der Versuchung und sind deshalb unsterblich. Der Mensch versuchte dasselbe, aber sein Hund überredete ihn, den Wein zu kosten, und daher die Sterblichkeit des Menschengeschlechts.“ Noch heute trinken die Bachilangés keinen Wein und hassen alle Hunde.

Auf den Karolinen-Inseln starben der Legende nach die Menschen mit dem Monde und lebten mit ihm wieder auf, bis der Teufel sich ins Mittel legte und das Wiederaufleben verhinderte, und in Neuseeland würden die Menschen nicht sterben, wenn es ihrem Helden Maru gelungen wäre, durch den Körper des Geistes der Nacht zu dringen. Aber ein Vogel erweckte die Nacht, sie fraß den Helden, und der Mensch muß sterben. Eben daselbst sagt man, daß auch die Sonne bei ihrem Niedersinken sterben müßte, wenn sie nicht in der Unterwelt das Wasser des Lebens, Wai oratane, tränke.

Im alten Egypten folgten die Seelen der Verstorbenen der Sonne nach Westen, und auch bei den Indianern von Virginien nehmen sie denselben Weg.

In Mexiko, Indien und auch im alten Egypten bewohnen die Seelen der Helden und aller Gerechten die Sonne und theilen mit ihr die Unsterblichkeit, und die Zuni-Indianer betrachten den Lauf der Sonne als die Straße der Unsterblichkeit. Mit Anerkennung des Antheils, den das weibliche Geschlecht an den Kämpfen des Lebens nimmt, setzten die Azteken in den Sonnenhimmel nicht allein die Seelen ihrer in der Schlacht gefallenen Helden, sondern auch die der Frauen, welche einem Kind das Leben gaben und dann starben.

Wenn auch alle diese Legenden nicht den allgemeinen Glauben an die Unsterblichkeit zeigen, so beweisen sie uns doch, wie sehr diese Frage schon seit den ältesten Zeiten den menschlichen Geist beschäftigt hat. Der Mensch erscheint bereits vor Tausenden von Jahren als ein Philosoph, bemüht, ein Geheimniß zu erforschen, das jedoch für ewige Zeit ein solches bleiben wird. Er ist zugleich ein Poet, der über sein eigenes Geschick und über das der himmlischen Gestirne nachdenkt und das, was er nicht ergründen kann, mit Bildern seine Poesie ausschmückt.

### Gesundheitliches.

— Schwache Augen zu stärken und sie gegen übermäßige Empfindlichkeit gegen das Licht zu schützen, sowie sie gegen allerlei Schmerzen und Neigung zu Congestionen und Entzündung abzuhärten, gibt es nichts Besseres, Sichereres und zugleich Nothwendigeres, als die äußere Anwendung von kaltem Wasser mit oder ohne Fenchelabsud. Reine Luft ist jedem Auge unbedingt nöthig. Möge doch ja Niemand die Lust fürchten, welche durch Oeffnung des Oberfensters in das Schlafzimmer eintritt, insoferne dieselbe nicht direkt in die Augen tritt und sich als starker Zug oder gar als Gegenzug erweist. Federbetten und verdorbene Zimmerluft (die sogen. Schul-luft, noch viel mehr aber die Wirthshausluft) und die Kanal- und Abortluft sind namentlich für schwache Augen schweres Gift. Mit unreinen Fingern an das Auge zu kommen, ist jedem Auge sehr nachtheilig. Jeder Mensch, ohne Ausnahme, kann ein täglich zwei Mal vorgenommene Waschen der Augen mit kaltem Wasser gut vertragen.

### Schule für Wäscherinnen in London.

Nirgends in der Welt wird die Wäsche so rücksichtslos behandelt wie in London, und es ist ganz gleich, ob man sie einer Privatwäscherin oder einer der großen Anstalten übergibt. Man zählt dort gegenwärtig 7.—8000 Wäschereien, darunter 300 mit Dampftrieb, und eine ist beinahe so unzuverlässig wie die andere. Eine deutsche Hausfrau würde entsetzt sein, bekäme sie wie dort am Ablieferungstage nur die Hälfte dessen zurück, was sie zum Waschen gegeben, und diese Hälfte meist in kläglichem Zustande, gelblich, zerknittert und mit siebartigen Löchern durchbohrt. Jetzt soll nun an eine Beseitigung der Wäschemißstände Londons gegangen werden. Zwei philanthropische Damen, die Gräfin von Tankerville und ihre Freundin, Fräulein de Sowterwunde, eine Holländerin, wollen den Londonern bessere Wäschereinigung verschaffen und gleichzeitig ein menschenfreundliches Werk vollbringen. Sie haben aus eigenen Mitteln mit einem Kostenaufwande von 20000 Pstr. drei große Wäschereien in der Umgebung Londons erbaut und wollen in diesen Frauen zu Musterwäscherinnen ausbilden. Vor 14 Tagen sind die Anstalten eröffnet worden, die Begründerinnen klagen aber, daß sich wenig Engländerinnen einfinden, da diese behaupten, kein Talent zum Waschen zu haben. Die meisten Angestellten sind Schweden, Dänen, Holländerinnen, Spanierinnen und Deutsche. Die Lehrzeit soll ein Jahr dauern und jede Eintretende dann im Stande sein, sich 76—150 Pstr. im Jahr zu verdienen. Die übliche Arbeitszeit von zwölf Stunden in den englischen Wäschereien soll auf sieben bis acht reduziert werden, da jene Damen beobachtet haben, daß die lange Arbeitszeit die Trunkucht befördert. Maschinen sollen so wenig wie möglich verwendet werden, die Angestellten sollen nach der Temperenzregel verpflegt werden und freies Frühstück mit Kaffee erhalten. Neben jeder Anstalt ist ein Wäscherinnenheim errichtet, in dem die unverheiratheten „Wäscherinadels“ für neun Schilling die Woche Wohnung und Pension (ohne Mittag) bekommen können. Ein gemeinsamer Salon ist vorhanden, ein Spielplatz soll begründet werden. Man will ihnen neben der Arbeitsstätte ein Heim schaffen und auf diese Weise gleichzeitig in London mehr gute Wäscherinnen und ehrbare Mädchen als bisher gewinnen.

Verantwortlicher Redakteur: Julius Theiß, Druck u. Verlag: Alexander Wiede, Weide in Chemnitz.

### Für die Küche.

#### Schwarzhasse nach Schweizer Art.

Man nimmt vom Hasen die Rippen, das Herz, die Nieren, den Hals, Kopf und die Läufe, wäscht dieses jedoch nicht ab, damit das Blut daran bleibe; wenn möglich, nimmt man sogar das Blut des Hasen noch dazu, legt es mit demselben in Essig und läßt es 24 Stunden darin liegen, nimmt es alsdann heraus und wäscht es jetzt erst gut ab. Zunächst legt man nun das Fleisch, welches mit Salz bestreut wird, in eine Kasserole, in welcher man zu gleichen Theilen Fett und Butter zerlassen und Zitronenschale, Zwiebeln, Gewürz- und Pfefferkörner, Lorbeerblatt und gestoßene Wachholderbeeren goldgelb schweißen ließ, bestreut das Fleisch mit einem Eßlöffel voll Mehl und läßt es in der zugedeckten Kasserole anbraten. Ist dies geschehen, so schüttet man soviel Wasser (besser noch Brühe) daran, bis es über das Fleisch wegsteht, läßt es darin weich kochen und fügt vor dem Austragen ein halbes Glas Rothwein hinzu. Die Leber verwende ich nie zum Schwarzhasen, da dieselbe stets hart wird, bereite aber eine Beilage von derselben zum Hasenpfeffer und verzehere ihn damit vor dem Anrichten. Die Leber wird, nachdem sie gut gewässert hat, fein geschabt oder gewiegt, alsdann mit etwas geriebener Zwiebel, Pfeffer und Salz vermischt; hierauf schneidet man Semmel in nicht zu dicke Platten und bestreicht eine jede derselben mit Butter und der feingehackten Leber, giebt die bestrichenen Lebersemmeln in steigende Butter und läßt sie schön gelb rösten.

#### Falsche Reheule.

Eine starke Schöpsteule wird von Fett und Haut befreit, mit grobgestoßenen Wachholderbeeren bestreut, 8 bis 14 Tage in Milch gelegt, dann gespickt und mit Butter gebraten.

#### Atlasuppe.

2 kleine Eßlöffel Mehl werden mit 8 Eßlöffel süßem Rahm und 1½ Liter Wasser verquirlt, dann mit 25 g frischer Butter und dem nöthigen Salz aufgekocht, mit etwas Zucker versüßt, mit 2 Eidottern abgezogen und als sämige, glänzend aussehende Suppe über beliebige, weiße Klößchen angerichtet.